

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 228.

Freitag, 30. September

1927.

(27. Fortsetzung.)

Das grüne Monofel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuter.

XI.

Menschen gab es — wohl Tausende und Abertausende von Menschen — die eine Inez Kionn glühend beneideten und in ihr eine der Favoritinnen des Glücks sahen, wie sie heiter und von seelischen Harmonien beschwingt über blühende Sonnenhöhen des Daseins wandern — stets neuen erstrebenswerten Zielen, neuen Verheißungen, neuen Erfüllungen entgegen.

Und doch war jene Inez Kionn dieselbe Frau, die jetzt, lethargisch erschöpft und kaum noch eines klaren Gedankens fähig, mit zitternden Knien die Telefonzelle verlassen hatte und in der Halle des Hotels sich in einen Sessel sinken ließ.

Da drüben hinter den schweren geschlossenen Flügeltüren jauchzte die festliche Ausgelassenheit einer dem Gipfel sich nähernden Ballstimmung, delirierten Jazzbanddisharmonien, perlte Sekt in hauchdünnen Reischen, lockten Frauenaugen und begehrten Männerblicke Erfüllung, atmete heiße bedenkenlose Gegenwart und blieb das nüchterne „Morgen“ ein Klang ohne Sinn und Bedeutung.

Hier aber war es still.

Lauflos huschte hin und wieder ein Boy vorüber, glitt der List auf und ab, passierte ein Kellner mit Weingläsern oder Eisfrüchten das Vestibül. Der Nachtportier hinter grüner Lampe schrieb in seiner Frequenzliste, und die Schrammelmusik aus der Bar drang kaum bis hierher.

Inez Kionn vermeinte, daß sie nie mehr im Leben Energie genug aufbringen würde, sich aus diesem Sessel zu erheben.

Alle Lebensregungen in ihr waren erstarben, die Abenteuer ihrer Seele über sie hergefallen wie ein Rubel mordgieriger Schakale. Anfänglich hatte sie sich wohl gegen sie gewehrt — nun gab sie sich ihnen preis. Die Grenze ihrer Widerstandskraft war erreicht, ihr Wille und Selbsterhaltungstrieb erloschen.

Nicht mehr denken, nicht mehr grübeln, nicht mehr nach versteckten Schleichpfaden spähen, auf denen man sich vor der letzten Verantwortung seines Tuns meuchlings hinwegstellen konnte.

Was sollte das jetzt noch — jetzt, wo Henner von Traß das letzte Glied der Kette geschlossen und

Nach tausend Jahren dumpfer Agonie tauchte ihr Gehirn aus Abgründen wohlthätig barmherzigen Scheintodes zum Begreifen der Dinge auf. Vielleicht nur, um wie ein Licht vor dem Verlöschen noch ein letztes Mal aufzuflackern.

Doch dies blickartig fahle Wetterleuchten zeigte ihr gleichzeitig den Weg — den letzten, allerletzten Ausweg, den die Vorlesung vielleicht noch offengelassen.

Ein Boy kam vom Musikzimmer her.

Sie winkte ihm mit einer Kopfbewegung heran. Als er dienstbereit vor ihr stand, hatte sie schon ihre goldene Handtasche geöffnet, riß aus einem zerknüllten Banknotenbündel einen Zehnmarkschein und drückte ihn dem livierten Kellner in die Hand.

„Hier — das kannst du behalten. Aber du mußt für mich jetzt einen Auftrag erledigen, mein Junge.“

Gib gut acht: auf dem Ball ist ein Herr. Ein kleiner, alter, weißhaariger Herr im Frack und mit einem Ordensstern auf der Brust. Ein Unterstaatssekretär Dr. Heinkius. Den mußt du herausfinden. Aber ihn nicht etwa ausrufen, sondern stillschweigend herausfinden, ohne daß es irgendwelches Aufsehen erregt. Darauf kommt es an. Das hast du verstanden, nicht wahr? — Also, wenn du ihn gefunden hast, dann sagst du ihm: Eine Dame ließe ihn für ein paar Minuten ins Vestibül bitten. Es handele sich um eine sehr wichtige Angelegenheit, die noch heute nacht erledigt werden müsse. Und bringst ihn her. Traust du dir zu, das schnell und unauffällig zu erledigen?“

Der kleine Mann strahlte.

„Jawohl, gnädige Frau. Vielen Dank für die zehn Mark. Und den Herrn Unterstaatssekretär bring ich der gnädigen Frau.“

Inez Kionn sah ihm nach, wie er sich eilig entfernte und hinter den Flügeltüren verschwand.

Und während sie dann wieder allein saß und wartete und die Hände im Schoß hielt, dachte sie:

„Falls das fehlschlägt, ist alles verloren. Aber es schlägt nicht fehl. Menschen, die so aussehen, wie dieser alte stille Herr, die wissen immer Rat, wenn anderer Leute Weisheit versagt. Und anwesend ist er; denn vorhin sah ich ihn ganz oben an der Festtafel neben den offiziellen Persönlichkeiten. Dauernd wurde ihm ja auch devot zugetrunken. Außerdem kannte ich ihn schon vom Ansehen. Weil John ihn mir einmal auf der Straße zeigte — zwei Tage, bevor er seine Aktion begann, in der doch auch dieser alte Herr ahnungslos seine vorher bestimmte Rolle spielen sollte. Lieber Gott, gib, daß der Pate ihn entdeckt und herbringt!“

Aber wie lange das dauerte, wie nervenzerrütend lange! Hätte sie nicht ein fröhliches Entsetzen davon empfunden, John Kerridge womöglich noch einmal zu begegnen. — Sie wäre schon längst aufgesprungen und selbst . . .

Da kam er!

Der Boy hatte von innen die Tür aufgestoßen, trat zur Seite und wies respektvoll die Richtung.

Ihm folgte der Unterstaatssekretär und trat langsam zum Tisch. Er schien müder als zu Beginn des Festes. Und sonderbar unruhig auch war der Ausdruck seiner Augen.

„Gnädige Frau wünschen mich zu sprechen?“ fragte er mit steifer, ein wenig reservierter Verbeugung.

Bei diesen wenigen Worten empfand Inez Kionn mit niederschmetternder Klarheit, wie völlig vergebens sie sich während der letzten Minuten des Wartens um Selbstbeherrschung und Sicherheit bemüht hatte.

Sie war in diesem Moment gar nicht die gefeierte Bühnendiva und verwöhnte Frau von Welt, sondern ein angstverjagtes, ratloses Menschenkind, das alle Hilfe von der abgeklärten Weisheit des Alters erwartete.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, Excellenz“, sagte sie mit schwankender Stimme. „Und ich muß Ihnen so sehr danken, daß Sie gekommen sind. — Persönlich

kennen Sie mich nicht, vielleicht aber dem Namen nach. Ich heiße Inez Rionn."

Seine buschigen, weißen Brauen hoben sich respektvoll.

"Inez Rionn? Die berühmte Künstlerin? Vom Estorial-Theater? Oh — da hat mir das Glück zu so später Stunde allerdings noch eine ganz besondere Vergünstigung aufgespart. — Und womit darf ich Ihnen nun dienen, gnädiges Fräulein?"

"Sie müssen einem Menschen das Leben retten, Excellenz!"

"Wie war das bitte? Ich muß einem Menschen..."

"Ja, — dem Botschaftsrat von Traß."

"Dem Bot..."

"Er ist in Berlin."

"Verzeihung; aber da sind Sie nicht ganz zutreffend unterrichtet. Herr von Traß hält sich gegenwärtig im Auslande auf."

"Excellenz meinen vermutlich Amsterdam. Doch vor einer halben Stunde kehrte er von dort im Flugzeug nach Berlin zurück und rief mich vor wenigen Minuten hier im Hotel an."

"Rief Sie... Ich muß gestehen, daß mich Ihre Mitteilung einigermaßen in Erstaunen setzt. Denn diese Rückkehr ohne mein Wissen und meine Einwilligung..."

"Herr von Traß begründete sie am Telephon damit, er habe heute mittag in Amsterdam eine Nachricht erhalten, die ihn zu solch schnellem Entschluß veranlaßte."

"So. Und darf ich nun — selbstverständlich überschreite ich damit vielleicht schon die mir gezogene Grenze — aber darf ich mich erkundigen, weshalb Herr von Traß unmittelbar nach seinem Eintreffen gerade Sie anrief?"

"Weil ich ihn in einer Stunde erschießen soll!"

"Schlag auf Schlag war das gesollt."

Dann war lange Zeit eine Stille.

Der Staatswirtschaftskommissar der deutschen Reichsregierung hatte wohl eine kleine, unbeherrschte Bewegung gemacht — doch nun verhielt er sich in seiner Sofaede wieder ganz ruhig und sah nur sehr aufmerksam diese bleiche junge Frau an.

Endlich erkundigte er sich:

"Wo sollen Sie Herrn von Traß erschießen?"

"In meiner Wohnung."

"Und — weshalb?"

"Weil ich vor drei Nächten diese Verpflichtung übernommen habe."

"Gleichfalls — in Ihrer Wohnung?"

"Ja."

Um seine müden Lider glitt leises Zucken.

"Ich glaube, gnädiges Fräulein, ich bin doch ein sehr altmodischer und überholter Mensch. Sonst würde ich mir bestimmt lächerlich erscheinen, weil ich es irgendwie für meine Pflicht halte, zu erwähnen, daß Herr von Traß — verlobt ist."

Inez Rionn sah ihn unwillig an.

"Das weiß ich, Excellenz."

"Und trotzdem empfangen Sie ihn nachts in Ihrer Wohnung und sollen es auch heute tun?"

"Ganz recht — trotzdem!"

"So. Dann allerdings..."

Die Diva raffte sich auf.

"Nein, Excellenz — so ist das unmöglich. So sprechen wir aneinander vorbei! Und ich meine, diese Stunde bitterster Not ist zu ernst, als daß wir uns den Luxus gegenseitiger Mißverständnisse leisten könnten. Im übrigen bin ich die Schauspielerin Inez Rionn und nicht gewohnt, mich von den Brosamen zu nähren, die von anderer Leute Tischen fallen. Schon das allein schließt wohl jede Verdächtigung im Sinne Ihrer letzten Worte aus."

Er nickte ihr leise zu.

"Ich danke Ihnen, mein liebes, gnädiges Fräulein. Eben etwas Derartiges wollte ich gern von Ihnen hören. Es war gut, daß Sie meinen unausgesprochenen Wunsch verstanden. Nun erzählen Sie, bitte. Ich bin bereit, zu hören und zu helfen."

Während sie sprach, befiel sie immer wieder das Verlangen, diesem weltflugen, hochstehenden, alten

Manne alles zu sagen, ihren Bericht zu einer vollen Beichte zu wandeln. Er hätte sie begriffen und sicherlich nicht verurteilt. Denn seit er ihr gegenüber saß, sie hinter den goldgeränderten Brillengläsern mit klugen, gütigen Augen ansah und in der philosophischen, leis resignierten Abgeklärtheit seiner zweiundsechzig Jahre alle Dinge als gegeben hinnahm — seitdem überflutete es ihre verhezte Seele zum ersten Male wieder wie ein warmer Strom zuversichtlichen Vertrauens, daß all diesem Wirrsal doch noch ein gutes Ende beschieden sein könnte.

Und doch schwieg sie über die Tage, die jener Begegnung im nächtlichen Tiergarten vorausgegangen. Aus argwöhnischer Scham und mißverstandenen Selbsthaltungstrieb heraus. Und ahnte nichts davon, daß die kleine weikhaarige Excellenz hinter dem stürzenden Fieber ihrer Worte und der unrastrvollen Friedlosigkeit ihres Wesens mit dem hellstichtigen Instinkt des Greisenalters unendlich viel mehr ahnte, als sie ihm wahr haben wollte.

Dann war sie zu Ende.

Der Unterstaatssekretär hatte ihr mit gefenkter Stirn gelauscht.

"Es ist seltsam", sagte er jetzt gedankenversponnen, "wir leben wirklich in einer Ära straffster zeitlicher Ökonomie. Denn kurz bevor Sie mich hierherbitten ließen, hatte ich schon einmal eine vertrauliche Unterredung. Sie betraf das gleiche Problem. Ihre Worte ergänzen die Nachrichten, die ich vorhin empfing. Diese Journalisten haben doch wirklich Stil: denn selbst ihre Festlichkeiten sind für unsereinen — instruktiv!"

Er sah nach der Uhr.

"Na, gnädiges Fräulein, dann wird es wohl Zeit für uns."

"Zeit, Excellenz?"

"Doch. Natürlich. Denn soeben erzählten Sie mir, daß Herr von Traß Sie um zwölf Uhr vierzig vor Ihrem Hause erwarte. Jetzt ist es zwölf Uhr zehn. Also bis wir uns anziehen und zu Ihnen fahren..."

Sie wohnen am Kronprinzen-Ufer, erwähnten Sie?"

"Ja — am Kronprinzen-Ufer. Und da würden Excellenz mich hinbegleiten?"

"Es ist die einzige Chance, die uns bleibt. Ich bitte Sie, mir ein Zimmer zuzuweisen, das neben dem liegt, wo Sie mit Herrn von Traß sprechen werden. Im entscheidenden Moment greife ich dann schon persönlich ein."

Er hob rasch abwehrend die Hand.

"Jetzt sehe ich Ihnen an, daß Sie gern ausspringen und meine Hände schütteln und mir überströmend danken wollen. Dessen aber bedarf es nicht, weil ich nur eine selbstverständliche Pflicht erfülle. — Bitte, wir wollen aufbrechen. Wir haben mancherlei Vorbereitungen, und solch eine halbe Stunde vergeht schnell. Pünktlich sein aber müssen Sie. Denn sonst ersachtet Herr von Traß sich seines Ehrenwortes womöglich entbunden — und damit bliebe die letzte Verantwortung nicht bei mir, sondern bei Ihnen. Davor aber möchte ich Sie gern bewahren."

Da flog sie erschreckt hoch und hastete ihm voran zur Garderobe.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstahnen.

Schon mischt sich in das satte Waldesgrün
Ein wecker Ton gleich einer bangen Frage —
Du siehst die Welt dem Herbst entgegenaläh'n
Im Schwermetztauber dieser gold'nen Tage.

Des Sommers Glück ist müd' nun eingeruht
In Afterspracht und Georginenflammen —
So faßt die Freude scheidend ihre Glut
In dieses farbenreun'ne Bild zusammen.

Und dieser Anblick löst ein weh Gefühl,
Dem du nicht Wort noch Klang vermagst zu geben;
Herbstahnen greift ans Herz dir fremd und kühl,
Wie Abschied von dem Ahterfüllten Leben.

Du stehst und sinnst mit Schmerzverlor'nem Blick
Dem Rätsel nach, das still die Welt umfassen —
Und flücht in dieses letzte Sonnenbild
Dein ungefülltes, großes Seimverlangen.

Ell. Wagner.

Der Habub über uns!

Von Wolfgang Weber.

Der Sudanexpresß donnert nilaufwärts — es war der vierte Tag, seit wir Kairo verlassen hatten. Der schmale bewohnbare Streifen, den der Nil aus der Wüste zum Leben erweckt, ist an dieser Stelle nicht breiter als etwa 200 Meter. Links und rechts davon dehnen sich in der Ferne die unübersichtbaren Hügelketten der Sahara, die sich von Ozean zu Ozean spannen und über denen eine Wolke von Staub lastet. Kein Lufthauch wirbelt sie zum Leben auf, nicht die leiseste Regung geht durch die Region dieser verbrannten Welt.

Hinter den Sonnenschuttläden jagt das gleiche Bild vorbei, wie wir es seit Tagen zu sehen gewohnt sind: blaue Silhouetten von Palmen, dann wieder weite Strecken beraubter Wüste und ganz selten einmal als einzige Unterbrechung ein Nubierdorf, dessen Steinwürfel aus dem Sand herauszuwachsen scheinen.

Aber heute hat das alles ein anderes Gesicht. Wir fühlen, irgend etwas liegt in der Luft. Die Flächen sind in Gelb getaucht, in ein eigentümliches, fast tödliches Gelb, das mit den warmen Tönen der abendlichen Sonne nichts gemein hat. Pechschwarz gleitet der Nil vorbei, von keinem Rauch bewegt. Am Horizont zittert die heiße Luft über den Steinen. Aber es ist nicht die trodene, fast herbe Glut, wie wir sie bisher gewohnt waren. Etwas Lastendes, Erdrückendes legt sich wie ein Dampf um den Körper und peitscht die Nerven; keiner von uns im Zuge ist mehr auf den Beinen, selbst die Eingeborenen liegen erschlaft und in sich zusammengefunken herum. Das Blut hämmert in den Schläfen... höher und höher steigt das Thermometer. Jetzt zählen wir bereits 58 Grad, während wir uns Khartum, der heißesten Stadt der Erde nähern.

Wir atmen auf: der Zug donnert über die Brücke des blauen Nils und hält ein paar Minuten später im Bahnhof.

„Hallo, Mr. Weber, kommen Sie schnell“, ruft ein schwarzer Diener. „Wir müssen das Hotel noch erreichen!“ Alles piekt sich in wahnwitziger Hast ab. Man läuft dem Ausgang zu, ich werde in ein Auto gedrängt, ein paar Minuten später halten wir vor dem Hotel, rennend weißt man mir ein Zimmer an — die ganze Stadt scheint verrückt zu sein. Jetzt taucht auf einmal das Gesicht eines Boys im Fensterrahmen auf. „Habub, Sir“, ruft er mir zu, und im nächsten Moment ist er verschwunden.

Habub heißt auf arabisch „Wind“, aber ich hatte keine Ahnung, daß das Wort im Sudan noch eine andere Bedeutung besitzt.

Draußen ist es jetzt noch viel dunkler geworden, aber man hat sich schon daran gewöhnt, alles durch den gelben Schleier zu sehen, der den alltäglichsten Gegenständen das verschwommene Profil eines phantastischen Ungeheuers gibt. Die Straßen sind verödet, ich kann gerade noch zwei nubische Frauen erkennen, die mit ihren Kindern auf dem Rücken vorbeileiten, da gibt es einen Krach, und ich stehe im Dunkeln. Man hat die Fensterläden von außen zugeschlagen.

Ich taste mich zur Tür. In diesen schematisch gebauten Häusern findet sich jeder schnell zurecht, und ich brauche nicht lange zu suchen, um die Innentreppe zu finden, die auf das flache Dach führt.

Oben läßt sich kaum atmen in dem Gluthauch der Luft. Kraftlos hängt die Sonne als roter Punkt zwischen den Wolken. Eine bleierne Atmosphäre preßt sich auf die regungslose Erde. — Und nun geschieht etwas Unfassbares.

Eine dunkle Wolke löst sich vom Horizont, kommt näher, wächst ins Gigantische, richtet sich auf wie eine Mauer zwischen Wolken und Erde — ein zerrissener Berg mit grotesken Höhlen und phantastischen Schlagschatten — ein Gespenst von wirbelndem Sand, das seine Gestalt in Augenblicken wechselt. Unheimlich langsam wälzt es sich heran, verflucht Palme um Palme, Haus um Haus. Hier ist es noch ganz windstill, aber ein wenig weiter unten winden sich die gereißten Sträucher, und eine unsichtbare Hand scheint die Baumkronen zu schütteln. Unaufhaltbar rückt die schwarze Masse näher, immer lauter wird das Rischen und Krachen.

In diesem Augenblick ruft mich jemand beim Namen. „Kommen Sie schnell herunter, es ist höchste Zeit! In einer Minute ist der Habub über uns!“ Der Hotelbesitzer ist heraufgekommen, um mich zu warnen. Er packt mich beim Arm, drängt mich die Treppe hinunter und schließt die Falltür zum Dach. Ich bin noch ganz benommen, während wir die Stufen hinunterstolpern.

„Kommen Sie doch gleich in mein Office, Sir!“ muntert er mich auf. „Ich habe einen neuen, prachtvollen Whisky — Sie werden staunen! — und außerdem ist mein Zimmer besser gegen den Sand verschlossen. By Jove, wenn der Zug nur erst vorbei wäre! Nur in diesem Monat“, so erklärte er, „würden im Sudan die Sandstürme.“

Draußen wächst das Toben und Brausen des Sturmes.

Erstarrt an den Fensterläden, läßt die Mauern erzittern und heult um das Haus. Es ist kaum möglich, die Worte zu verstehen, und ich deute fragend auf die Sandschicht, die sich knisternd auf den Schreibtisch, die Bücher, das Papier und auf alle anderen Gegenstände des Zimmers legt. Statt jeder Antwort zeigt er auf die Tür und das Fenster. Ihre Riten sind mit Zills verschlossen, aber dennoch fest in Wolken der fein verteilte, dem Auge kaum sichtbare Wüstenand ins Zimmer.

Stunden vergehen, bis ein Wolkenbruch die Kraft des Habub bezwingt.

Draußen stehen die Häuser alle unverlezt da — diesen einstürzigen, flachen Steinwürfeln kann der ärgste Orkan nichts anhaben. Unverändert scheinen auch die Straßen. Aber wenn man seinen Fuß auf sie setzt, sinkt man tief in einen eigenartigen Schlamm ein. Der Sturzregen hat die Sandwolke zu einem Brei verbunden, der alles bedeckt und das Grün der wenigen, mühsam aufgezogenen Rasenflächen in ein schmutziges Grau verwandelt. Die Dampferanlegestellen am Nil schwimmen Stromabwärts, Rähne und Barken sind gelentert. Es gibt kein Licht, kein Telephon, keinen Telegraph. Fuhrwerke, Autos und Eisenbahn sind außer Dienst. Und wer draußen, etwas weiter in der Wüste vom Sandsturm überrascht wird, wer sich nicht rechtzeitig auf den Boden wirft und sich dann aus der bedeckenden Sandschicht nicht mehr herausarbeiten kann, der ist eins der zahllosen Opfer der Wüste.

Tausend Hände und gigantische Maschinen versuchen das Sandmeer zu besiegen, Staudämme ringen dem Steinboden Pflanzungen ab, und Wasserpumpstationen saubern aus ihm künstliche Oasen. Aber ein einziger schwerer Habub kann alles Werk vernichten. In ihm und den verbündeten Gewalten der Wüste werden die menschlichen Waffen noch auf unabsehbare Zeit zersplittern — an ihm, jenem unberechenbaren Dämon der Sahara.

Briefe.

Skizze von E. van Ridsch de Zeude.

Heute, dachte sie, war es schon einen Monat her, daß ihr Mann gestorben war. Sie kam sich jetzt auf einmal in dem großen, stillen Haus wie eine einsame ältere Frau vor. Die Kinder waren verheiratet und hatten ihre eigenen Interessen, ihre eigenen Freuden und Leiden. Der Tod des Vaters hatte sie wieder etwas zueinander geführt; der älteste Sohn war bis gestern geblieben, um viele Dinge aus Vaters Nachlaß zu ordnen, aber nun war auch er in sein eigenes Heim, zu seiner eigenen Familie zurückgekehrt, und so blieb sie allein zurück.

„Und Vaters Schreibtisch?“ hatte er noch an einem der letzten Tage gefragt. Aber beinahe abwehrend hatte die Mutter geantwortet: „Nein, nein, das werde ich schon selbst machen.“ Den Schreibtisch, an dem ihr Mann, besonders in der ersten Zeit ihrer Ehe, als es ihnen noch nicht so gut ging, oft bis spät abends gelesen hatte, um zu arbeiten, den wollte sie, als letzte Tat der Pietät gegenüber dem geliebten Toten, selbst ordnen.

Und weil es ihr doch schwer fiel, allein diese Arbeit zu tun, hatte sie ihre alte Freundin Marie Vermandel, die ihr in den schweren Tagen bereits so viel geholfen hatte, gebeten, ihr auch hierbei noch assistieren zu wollen. Nun erwartete sie sie, und während sie noch dasah mit den stillen und wehmütigen Gedanken der einsamen Frau, sah sie Marie bereits durch das Gartentor kommen. Schon über vierzig ist sie jetzt, mußte die Witwe Karol Steensingh unwillkürlich denken, und wie hübsch und reizvoll sieht sie noch aus. Merkwürdig, daß eine Frau wie Marie niemals geheiratet hatte... — Nachdem die beiden Frauen einander mit ruhiger Sympathie begrüßt hatten, begannen sie gemeinsam die letzte Arbeit. Schublade für Schublade machten sie leer. Was aufbewahrt werden mußte, stapelten sie sauber aufeinander, was keinen Wert mehr für die Hinterbliebenen hatte, gab Frau Steensingh Marie, mit den ruhigen Worten: „In den Ofen...“ Ganz still, oft nur flüsternd verrichteten die beiden Frauen ihre Arbeit.

Da waren Geschäftsdokumente wie eine Mappe mit sorgfältig registrierten Steuerzetteln, und da waren sehr vergnügliche Dinge wie Bilder, die er aus Zeitschriften ausgeschnitten hatte, um sie bei passenden Gelegenheiten für seine Enkel einrahmen zu lassen. Sie lasen noch einmal mit Tränen in den Augen das auf schönes Papier geschriebene Gedicht, das die Kinder ihnen bei der künftigen Hochzeit gesungen hatten.

Sie waren jetzt zu dem letzten Fach der allerlesten Schublade gekommen. Karels Witwe nahm ein Päckchen Briefe heraus, ebenso sorgfältig mit einer Schnur zusammengebunden wie die anderen, und als sie die Adresse auf dem obersten Briefe las, zog eine tödliche Blässe über ihr ohne-

Ein bleiches Gesicht. Sie hatte die Handschrift erkannt, es waren Briefe von der Frau, die neben ihr kniete. Bith schnell schoß ihr jetzt alles durch den Sinn, oh, es war wohl schon zwanzig Jahre her, in der ersten Zeit ihrer Ehe, als sie und Karel Marie Bermardel gerade kennengelernt hatten. Damals hatte sie ein paarmal das halb unbewußte Gefühl des Arzwohns gegen die beiden gehabt, das sie später selbst wieder fortgelacht hatte. Also doch... Die bleiche Frau in Schwarz blickte wie erstarrt auf das Päckchen Briefe in ihren Händen. In sein Kontor waren sie adressiert, da hatte er sie also in Empfang genommen... und gelesen... Wie lange es gedauert haben mag... das schien ein Päckchen von mindestens hundert Briefen zu sein... Und warum hatte es geendet... War Marie deshalb unverheiratet geblieben...?

Die Frau neben ihr kniete schweigend und unbeweglich; auch sie hatte die Briefe erkannt, und nur in ihrem Innersten ätzte etwas vor Angst und Erinnerung. Draußen war es fast ganz dunkel geworden, nur das Feuer des offenen Kamins warf noch einen roten Schein auf die zwei grauen Frauen, die vor der untersten Schublade des altmodischen Rollbureaus knieten. Und Karels Witwe, noch immer das fatale Päckchen alter Briefe in den Händen, überlegte sich, wie weit dies alles jetzt zurücklag, wie unwiderruflich vorbei dies jetzt alles war, vorbei, jetzt, nun Karel tot war... Sie gab die Briefe ruhig der anderen Frau und sagte mit leiser Stimme:

„In den Ofen...“

Die andere erhob sich ätzernd, einen Augenblick war etwas wie ohnmächtiger Widerstand in ihr; dann warf sie die Briefe in die Flamme.

Die Schlagen hoch empor, und die obersten Papierstücke wurden gierig von dem Feuer gefressen, wobei sie sich krümmten wie in Schmerzen...

(Verehrte Übertragung aus dem Holländischen von Lucie Blocher-Glaser.)

Neue Bücher

* „Wochenend im Zeltlager“. Handbuch für deutsches Wochenend und Freizeitleben, von Heinrich und Ludwig Boggenreiter. (Weißer Ritter-Verlag, Potsdam.) Die Wochenendbewegung, wie sie bisher propagiert wurde, muß wegen der finanziellen Voraussetzungen auf enge Kreise beschränkt bleiben. Nur Wenige können sich ein Wochenendhaus oder eine Wochenendhütte leisten. Ein Ausweg bietet sich in dem weit billigeren Zeltlager. Andererseits stellt das Zeltlager höhere Anforderungen an die praktische Veranlagung der Einzelnen, zumal es für Viele Neuland bedeutet. Mit Heinrich und Ludwig Boggenreiter haben zwei erfahrene Praktiker eine umfassende Anleitung für das Wochenend im Zeltlager gegeben, die jedem, der einfache Art, Naturliebe und die nötige körperliche Widerstandskraft mitbringt, eine reiche Erlebniswelt erschließt.

* „Von Naturforschern und Naturgesetzen“. Von Dr. Rudolf Lämmel. (Leipzig, Bessel & Beder, Verlag.) Der bekannte Forscher, der durch zahlreiche Artikel dargelegt hat, daß er die seltene Gabe besitzt, vollständig zu schreiben, stellt sich in diesem ausgezeichneten Buche bewußt in den Dienst der Aufklärung, — nicht einer Aufklärung, die dem Leser das Denken ersparen möchte, sondern jener echten Aufklärung, wie sie Lessing vertrat. In ungeheurer fesselnder Weise verfolgt er den beständigen Kampf zwischen Wissenschaft und Aberglauben und erklärt dem Laien, was man denn eigentlich unter Naturgesetzen verstehe. Männer, wie Galilei, Kepler, Newton, Einstein u. a. werden dem Leser nahegebracht und in ihrer Bedeutung für die Menschheit gekennzeichnet.

* Walther Harich: „Angst“. — Romane der Welt; Herausgeber: Thomas Mann und S. G. Scheffauer. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Walther Harich, dessen Werke über Jean Paul und E. T. A. Hoffmann grundlegend sind, gibt in diesem großen Roman die packende Schilderung der Angst — der Angst, die tief verborgen, bithhaft und ausschweifend vor unbekannten drohenden Verhängnis, zum Motor einer unaufhaltsam ablaufenden Handlung wird. Phantastik? Spuk? Entsetzen? — nein, nicht die verbrauchten Mittel erkünstelter Dämonie sind hier am Werk. Klar und einfach, im Rhythmus einer Fuge weht das Crescendo dieser Erzählung herauf, beklemmend und erlösend zugleich.

* Arnold Bennett: „Theater“. Aus dem Englischen übertragen von Karl Federn. — Romane der Welt; Herausgeber: Thomas Mann und S. G. Scheffauer.

(Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Vom literarischen Theater zum Varieté! Diese amüsante Verwandlung ist der Kern einer reichen, witzigen Handlung, die einen Provinzialer zum Helden hat, einen „komischen Kauz“, der himmlische Ahnungslosigkeit mit angeborener geschäftlicher Gerissenheit vereint. Vom Zauber der Kulissenwelt, vom unverständlichen und verehrten Glanz der Literatur angezogen, opfert er dem Moloch des Theaters sein Vermögen, bis ein genialer Einfall, bei dem eine höchst lustig gezeichnete Frauengestalt eine große Rolle spielt, ihn rettet.

* Gunnar Gunnarsson: „Sieben Tage Finsternis“. (Universitas, Deutsche Verlags-A. G., Berlin W. 50.) Alle Gifte, die unser tägliches Leben verfeuern, sind hier in genialer Vision sichtbar gemacht: Mißtrauen, Haß, Unsicherheit, Ungläubigkeit werden zu furchtbaren Waffen, durch die Ball Einarsson seinen Jugendfreund im Kampfe um eine Frau zu Fall bringt. Und dieser Kampf ist mit unerhörter Überzeugungskraft gestaltet. Dabei verleiht die isländische Landschaft dem Buche einen besonderen Reiz: ein Vulkanausbruch, dessen Aschenregen das ganze Geschehen überschattet, leuchtet zugleich mit seiner unheimlichen Feuersäule tiefst in alle verborgenen Winkel der Menschenherzen hinein.

* Hermann Lint: „Horizont der Liebe“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine schöne Frau entschwindet aus dem Leben ihres Mannes, und die Frage bleibt offen, ob sie durch Selbstmord geendet oder noch am Leben ist. Wie nun der liebende Mann eine falsche Spur verfolgt, ständig bangt „Ist sie's?“, und wie die mysteriöse Doppelgängerin ihm schließlich zum Verhängnis wird, das ist so lebenswahr und stark gestaltet, daß man mit den Menschen dieses fesselnden Buches zittert und hofft.

* „Deutsches Lagerhandbuch“. Der Weiße Ritter-Verlag in Potsdam, der für die bündische Jugend eine Literatur von seltener Geschlossenheit geschaffen hat, bringt neuerdings ein dreiteiliges Lagerhandbuch heraus. Der erste, von W. Riem bearbeitete Band behandelt die praktische Seite des Lagerlebens, Anlage, Aufbau, Ausrüstung usw. Das gebotene Material ist das Ergebnis jahrelanger Erfahrungen und zielbewußter Sammelarbeit einer über die ganze Erde verbreiteten Bewegung. Der zweite, ebenfalls von W. Riem bearbeitete Band, ist der Lebensgestaltung im Lager gewidmet. Küche, Verwaltung, Leibesübungen und Sport im Lager werden eingehend behandelt und überaus reichhaltige Ausgestaltungsmöglichkeiten aufgezeigt. Die Einzelheiten ordnen sich organisch in das Gesamtbild eines Jugend- und Gemeinschaftslebens in enger Verbundenheit mit der Natur, in straffer Zucht und geschlossener Formgebung ein. Der dritte, von Ludwig Boggenreiter zusammengestellte Band, ist für die Älteren und Führer geschrieben. Er deutet den tiefen Sinn des Lagerlebens, die pädagogischen Auswertungsmöglichkeiten, die gemeinschafts- und nicht zuletzt staatsbildenden Kräfte. Die auf gutem Papier gedruckten und in handlicher Form gehaltenen Bücher sind mit zahlreichen Aufnahmen und Zeichnungen ausgestattet. Sie verdienen nicht nur die Aufmerksamkeit der Jugend, sondern auch vor allem der Lehrer, die für eine lebendigere Gestaltung des Jugendlebens wirken.

* Artur Landsberger: „Liebe und Pananen“. Eine wilde Sage. (Neue Berliner Verlags-Ges. m. b. H., Berlin W. 15.) Ein völlig neuer Typ des Abenteuerromans, der in rasendem Tempo wie ein Filmband abrollt, jedoch der Fülle des Geschehens Augen und Sinne kaum zu folgen vermögen. Rhythmus und Tempo unserer Zeit sind fesselnd getroffen.

Scherz und Spott

Probates Mittel. „Ich habe schon fünf Nächte kein Auge geschlossen“, klagt ein an Schlaflosigkeit Leidender seinem Freund, „kannst du mir nicht ein Mittel empfehlen?“ „Kerne Bozen“, empfiehlt ihm der andere, „als ich es zuerst versuchte, waren meine Augen eine Woche zu.“

Die falsche Nummer. „Wann hat Moses gelebt?“ fragt der Lehrer. Und als die Klasse in Schweigen verharrt, fährt er fort: „Macht mal euer Buch auf und seht nach.“ Nach einer Pause antwortet ein Junge: „Da steht: Moses, 4000 v. Chr.“ „Warum hast du denn das nicht gleich gewußt?“ fragt der Lehrer. „Ach“, sagt der Junge, „ich dachte, das wäre seine Telephonnummer.“

Die größte Sorge. „Denken Sie sich, meine Frau ist mit einem Manne in meinem Auto durchgegangen!“ — „Um Gottes willen! Es war doch nicht Ihr neuer Wagen?“